

süße Speise kosten" — zumal es nicht nur Leckerspeise, sondern auch nährendes Kost ist. Er weiß, „daß Gelehrte und adeligen Qualitäten zugethane Personen dieses Werk allerdings nicht verwerfen können, darbey die Adliche Jugend zu einer geziemenden hardiesse (Kühnheit) auffgemuntert, hiernebenst auch zu einer curieusen Betrachtung Menschlicher und Politischer Begebenheiten angeführt werde . . . Das Studieren könne bei manchen Gemüthern einen Eckel erwecken, wenn die Bücher selbst mit dergleichen gelehrter Annehmlichkeit nicht recommendiret werden.“ Und wie könnte er einen „zukünftigen Cavalier“ aus seiner Schule entlassen, „wenn er zwar das Gemüthe mit lateinischen Gedanken, hingegen aber die Zunge mit keiner anständigen Beredsamkeit, viel weniger das Gesicht und den Leib zu keiner leutseligen Mine disponiret hätte? Ja weil das menschliche Leben an sich selbst einer immerwährenden Comödie verglichen wird“, so ist's das Beste, wenn er die „Parthenen bei guter Zeit abzuschreiben gibt, welche sie anizo in Kurzweile versuchen, bald aber im Ernst vor die Hand nehmen sollen.“ Beredsamkeit, gewandtes, sicheres Auftreten, Bekanntschaft mit Leben, Geschichte und Politik, das sind ihm die Ziele seiner Schulaufführungen.

Es gibt ästhetische Fanatiker, die nach dem Grundsatz urteilen: l'art pour l'art! das Schöne darf nur dem Schönen dienen! Man muß zugeben, daß Weise oft in Gefahr war, den pädagogischen Nutzen zu setzen, wo nur Schönheit wohnen sollte. Aber man darf den Künstler nicht von vornherein ablehnen, weil er aus dem Schulmeisterrocke spricht. Weise will zwar in erster Linie Pädagog sein, ist aber, ohne es selbst recht zu wissen, in erster Linie Künstler. Und das Werk entscheidet, nicht die Absicht. Es wirkt mitunter recht drollig, zu sehen, wie der Künstler mit dem Pädagogen durchgeht, wie der lustige Sprößling des Volkes sich als würdiger Präzeptor die Brille auf die Nase und die Perücke aufs Haupt setzt, wie er auf den hohen Kothurnen erhabener Dialoge die Bühne beschreitet und mit der ernstesten Miene den hölzernen Zeigestab des moralisierenden Schulmeisters über die Tafel gleiten läßt! Und pardaug — da liegt der Stab, da liegen Brille und Perücke! Und blaue Augen lachen hervor und lustig flatternde Locken. Doch der Begeisterte merkt es nicht — als Schulmeister verläßt er die Bühne, ernst und gemessen, auf hohen Kothurnen. Und alles applaudiert: welch amüsanter Spaßvogel!

Zu den 2 Aufgaben, die bei der Wertung eines jeden Lustspiels zu beachten sind, zu der Frage, wie es um das „Spiel“, d. h. um die dramatische Technik, und wie es um das „Lustspiel“, d. h. um den Humor in Witz, Charakter und Situation bestellt ist, gesellt sich bei Weise eine dritte Aufgabe. Wo wir auf ästhetische Härten stoßen, gilt es zu fragen: Warum ist er hier abgestürzt? War der Künstler zu schwach? oder hatte ihm der Pädagog einen Rucksack aufgebunden? oder lag gar nicht die Absicht vor, auf der Höhe der Kunst zu bleiben?

Weise wurde 1642 in Zittau geboren, mitten hinein also in das Elend des dreißigjährigen Krieges. Sein Vaterhaus ist die enge Stille eines Lehrerheims. Beide Eltern, böhmische Exulanten, sind außerordentlich strenggläubig. Der kleine, blasse, kränkliche Knabe muß fleißig die alten Sprachen studieren. Der Wille seines Vaters bestimmt ihn, der gerne Jurist geworden wäre, zur Theologie. Von den 67 Jahren seines Lebens verbringt er 30 als Gymnasialrektor in seiner Vaterstadt. Auf das tägliche Einerlei seines Berufs häuft die peinliche Gewissenhaftigkeit des Pädagogen eine ungeheure Arbeitsfülle. Die Stube wird seine Welt. Gesellschaften hält er sich fern. Zahlrelang erwägt sein Zeitgeiz, ob

eine Zusammenkunft mit seinem besten Freunde, einem Prager Professor, zu den Dingen, die erlaubt, gehören. Allzeit entzündete Augen erschweren ihm den Umgang mit Buch und Feder. Seine Frau stirbt nach siebenjähriger Ehe. Von ihren Kindern und von denen einer zweiten Ehe muß er alle — bis auf eins — begraben.

Zwar bringt der Gang seines Werdens auch manches, was geeignet ist, die angeborene Begabung zum Dichter zu fördern. Sein Vater ermahnt ihn, neben dem Latein nicht die deutsche Muttersprache zu vergessen. Sein Lehrer schrieb Schauspiele. In Leipzig fertigt der schwächliche Student im Schweiß seines Angesichts Gedichte, mit denen er sich dann bei seinen älteren Kommilitonen loskauft von der barbarischen Folter akademischen Pennälertums. An mehreren Adelsstößen kommt er in Berührung mit dem lebensfreudigen Humor fürstlicher Tafelrunden. Mehrere Jahre ist er Professor für Poestie und „Eloquenz“ (Beredsamkeit). Er sieht die Stücke englischer Komödianten, die verballhornte Werke Shakespeares bringen, lernt — ebenfalls durch reisende Trupps — den großen französischen Lustspieldichter Molière und die volkstümlichen Lustspiele des Schlesiens Gryphius kennen. Dazu sein steter Umgang mit der Jugend, der jugendlich erhält, was sonst Gefahr läuft, grillig zu werden!

Von Weises Lustspielen, die alle Früchte des reiferen Mannesalters, sind dem heutigen Leser nur zwei ohne Mühe zugänglich: „Von Tobias und der Schwalbe“ — veröffentlicht in Reclams Universalbücherei — und „Der bäurische Machiavellus“ in Kürschners Nationalliteratur (die „Komödie von der bösen Catharina“ in derselben Ausgabe ist ein Schauspiel, kein Lustspiel).

„Von Tobias und der Schwalbe“. Inhaltsangabe: Ein Graf feiert Geburtstag. Ihn zu ehren, wollen seine Räte eine Komödie aufführen lassen. Auf ihr Preisauschreiben bringen 12 ärmliche Gefellen ihre Stücke. Da es schwierig ist, ein bestes herauszufinden, so läßt man sich von einem Hunde die Qual der Wahl erleichtern. Ein verschmitzter Hösling hat dem einem der Heste heimlich ein Stück Fleisch angebunden. Und so wird dem Kirchschreiber zu Bettelrode, Bonifatius Lautensack, der Ruhm, daß seine biblische Komödie „Von Tobias und der Schwalbe“ als die erste und deshalb beste erschnappt wird. Dem gekränkten Ehrgeiz der übrigen elf wird ein Pflaster, freilich ein Senfpflaster: Sie dürfen dem Stücke ihres Rivalen zur Aufführung verhelfen. Die Rollen werden verteilt. Bald aber kommt ein „bärenhäuterischer Kerl“ nach dem andern, um wieder abzusagen; so findet der Darsteller des Leuchters, der Kantor zu Querlequitsch, daß seine Hose keineswegs zu den Leuchten ihrer Gattung zählt. Ja, wenn es sich bloß darum handeln würde, bei Tisch zu sitzen! Da hat sein Vorgänger die sinnreiche Mode aufgebracht, durch einen langen Mantel über etwaige Hosenschäden die Decke taktvoller Verschwiegenheit zu breiten. Aber auf der Bühne, wo die Blicke Unberufener unter den Mantel kriechen können? Zwei „böse Weiber“ versuchen, an Bonifatius handgreiflich zu werden, derweil er sich weigert, ihren Bengeln, die lüstern nach dem Lohn in Bier, Rollen zu geben. Selbst die Musikanten wollen ihm eins pfeifen. Endlich gelingt es gräßlichen Dienern unter Androhung des Einsperrrens, die erloschene Neigung zur Bühne wieder zu entflammen. Aber auch mit der Aufführung, deren Inhalt übrigens ganz dunkel bleibt, hat Bonifatius kein Glück. Das gräßliche Gesolge macht sich über die Spieler lustig. Die geraten aus der Rolle. Worte von Gegenspielern werden als persönliche Beleidigung aufgenommen. Es kommt zu den ärgsten Prügeleien. Da sich die Spieler nach diesem Ende mit Schrecken um ihren Lohn gebracht glauben, „saufen sie sich auf ihre